

Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(8. Fortsetzung.)

„Aber, lieber Vater,“ sagte Fräulein Marguerite lächelnd, „wir sind doch nicht zu Herrn Freneuse gekommen, um uns über diese Astrodi zu unterrichten, und da Sie das zu verzeihen scheinen, so erinnere ich ihn daran, daß er uns versprochen hat, uns die Merkwürdigkeiten seines Ateliers zu zeigen. Ich möchte dieselben nunmehr sehen, denn bis jetzt habe ich nur eine Italienerin im roten Rock zu Gesicht bekommen, die auf einem grünen Kanapee lag.“

„Mein Gott, werthes Fräulein,“ sagte Paul nach einer Pause mit Anstrengung, „ich fürchte, zu viel versprochen zu haben, als ich Ihnen die Merkwürdigkeiten meines Ateliers erzählte. Sie sehen hier nur Skizzen, Studien, Entwürfe, einige Altertümer, die ich in der römischen Campagna gesammelt, einige alte Tapissereien, ein paar antike Möbel, wie sie Ihr Herr Papa weit schöner besitzt.“

„Aber Ihre Bilder, verehrter Freund!“ rief Herr Paulet, „wir sind doch ausdrücklich gekommen, um diese zu bewundern.“

„Meine Bilder verdienen keine Bewunderung“ versetzte Freneuse bescheiden, „aber ich wäre glücklich, sie Ihnen zeigen zu können. Leider kann ich sie nicht bei mir behalten, weil ich sie verkaufe.“

„Sie verkaufen sie sogar sehr gut,“ rief Herr Paulet, „Sie haben in Ihnen fünf Fingern ein Vermögen, und wenn ich einen Sohn hätte, ließe ich ihn auch Maler werden.“

„Das wäre kein besonders gutes Geschäft,“ versetzte Binos, „wie Sie mich hier sehen, mein Herr, arbeite ich schon mein ganzes Leben lang, ohne etwas zurücklegen zu können.“

„Sie sind auch Maler?“

„Ich schmeichle mir,“ Paul, stelle mich doch vor.“

„Bessere Binos, mein Schulfreund und Freund,“ murmelte Freneuse.

„Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ erklärte Herr Paulet ernst, „malen Sie Porträts?“

„Ich male alles bis auf Schilder, und selbst die, wenn man mich darum bittet.“

„Nun, es bleibt Ihnen doch wenigstens ein Bild,“ sagte Marguerite jetzt zu Freneuse, „das, welches Sie jetzt für den Salon fertigstellen. Ist es verboten, sich daselbst anzusehen?“

„Gewiß nicht,“ versetzte der Künstler eifrig, und Vater und Tochter stellten sich sofort vor das Gemälde.

„Sieh, sieh!“ rief Herr Paulet, „das ist ja die Italienerin, die ihre Schwester verloren hat; die Ähnlichkeit ist wirklich frappant wiedergegeben.“

„Ich finde, Sie haben geschmeichelt,“ sagte Fräulein Paulet, „sie hat schöne Augen, doch dem untern Theile des Gesichtes fehlt es an Freiheit; und wenn ich das aussprechen wollte, was ich denke, so würde ich behaupten, daß es der Rasse, welche vorzugsweise die Modelle liefert, an Vornehmheit mangelt.“

„Das wiederholte ich Freneuse ja alle Tage!“ rief der schwaghafte Binos, „und ich wage zu behaupten, wenn das Fräulein einwilligen würde, an Binos Stelle Modell zu stehen, würde das Gemälde weit origineller ausfallen.“

„Aber selbst angenommen, ich würde auf diesen Vorschlag eingehen,“ sagte die schöne Marguerite, „würde Herr Freneuse wohl kaum geneigt sein, das junge Mädchen von seinem Gemälde verschwinden zu lassen. Wenn er sie gewährt hat, so ist das ein Beweis, daß sie ihm gefiel.“

„Wenn das Fräulein mir erlauben wollte, ihr Porträt zu malen, so wäre ich der glücklichste Mensch von der Welt,“ murmelte Freneuse, welcher sich mit diesem Vorschlag aus der Affaire zu ziehen glaubte.

„Das heißt, Sie würden Jahre Zeit und Ihr Atelier zwischen mir und Fräulein Pia theilen. Sie hätten dann zwei Gemälde und zwei Staffeleien. Die Gegenpartie würde in einem Winkel posieren und ich in dem anderen, und jede von uns läme abwechselnd an die Reihe. Ich bin Ihnen für Ihren guten Willen sehr verpflichtet, mein Herr, doch Sie gestatten mir, dieses freundliche Arrangement nicht anzunehmen.“

„Ich habe Ihnen nichts Derartiges vorgeschlagen, mein Fräulein,“ erwiderte Paul kühl und höflich; „ich begreife recht wohl, daß Sie mir hier nicht listen können, denn ich bin gewohnt, hier Personen zu empfangen, denen Sie wohl nicht gern begegnen möchten; doch wenn Ihr Herr Vater mir gestattet, bei ihm zu arbeiten.“

„Aber gewiß,“ rief Herr Paulet, „mit dem größten Vergnügen.“

„Aber, Vater, das geht doch nicht,“ entgegnete Fräulein Marguerite, „das Licht in unserer Wohnung ist ja nicht zu gebrauchen. Wenn ich außerdem mein Gemälde machen ließe, so müßte es schon morgen angefangen werden, und Herr Freneuse verfährt vollständig, daß er diesem Mädchen versprochen hat, es morgen auf den Kirchhof zu

führen, wo ihre Schwester begraben ist. Dieses Versprechen ist nicht zu umgehen, und Gott soll mich bewahren, daß ich Herrn Freneuse hindere, es zu halten.“

„Ich möchte kein Herz besitzen, um diesem Verbrechen nicht nachzukommen,“ sagte Paul, „ich werde den Schwachen und Bedürftigen stets zur Seite stehen.“

„Das ist sehr großmüthig Ihrerseits,“ versetzte Fräulein Marguerite ironisch, „doch manchmal kommt einem die Großmuth theuer zu stehen.“

„Marguerite, du gehst zu weit!“ rief Herr Paulet, „es steht Herrn Freneuse doch frei, über seine Zeit zu verfügen, wie es ihm beliebt, und darum schlaue ich vor.“

Dieser Vermittlungsversuch wurde durch ein heftiges Klingeln plötzlich unterbrochen, und Binos benutzte die Gelegenheit, dem Disput ein Ende zu machen, indem er die Thür öffnete, ohne dazu ermächtigt zu sein.

Vor Binos stand ein Herr mit schlaftrunkenem Gesicht, weißer Kravatte und schwarzem Anzuge.

„Verzeihung, mein Herr,“ sagte der Fremde, „ich komme aus der Provinz, um Herrn Paulet zu sprechen.“

„Man hat mir gesagt, er wäre bei Herrn Freneuse, und ich gestatte mir.“

„Da bin ich schon,“ rief Herr Paulet.

„Mein Herr,“ fuhr der Besucher fort, „ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen. Ich bin der Notar Druegon und komme aus Amelie-les-Bains.“

„Ah, Sie bringen mir das Testament meines Bruders, ich weiß. Ich hatte Befehl gegeben, daß man mich holen sollte, und danke Ihnen, daß Sie sich die Mühe gemacht haben.“

„Mein lieber Freneuse,“ fuhr Herr Paulet fort, „Sie werden mich freundlichst entschuldigen. Ich erwartete den Herrn in größter Ungeduld, um eine Familienangelegenheit zu ordnen, und bin daher gezwungen, mich von Ihnen zu verabschieden.“

Fräulein Paulet verließ in Begleitung ihres Vaters das Atelier, ohne Freneuse anzusehen, dafür beachtete sie aber Binos mit einem Lächeln, das ihn sehr stolz machte.

„Nun, Herr Druegon,“ begann Paulet, „Sie werden mir also dieses Testament zeigen, denn aus Ihren Depeschen bin ich nicht so ganz klug geworden. Sie haben mir einen schönen Schreck eingejagt. Wissen Sie, daß es gar nicht hübsch ist, eine so bedeutende Erbschaft zu verlieren, die mir gefehlmäßig doch zukommt.“

„Wem sagen Sie das, mein Herr?“ seufzte der Notar, „ich habe alles gethan, was ich konnte, diesen Schlag abzuwenden, und glauben Sie mir, hätte es nur von mir abgehoben, Sie wären dieses schönen Vermögens nicht verlustig gegangen.“

„Sie hatten mir eine schlechte Nachricht telegraphirt, ich dagegen habe Ihnen eine gute mitgetheilt: das Testament meines Bruders ist null und nichtig.“

„Verzeihung, mein Herr, ich habe es gesehen, und zu meinem Bedauern muß ich Ihnen erklären, daß es durchaus richtig ist. Es fehlt nichts darin, und Sie würden irren, wenn Sie glauben.“

„Zugegeben, aber es ist hinfällig.“

„Hinfällig?“ wiederholte der Notar, „dieses Wortes?“

„Mein Gott, es bedeutet, daß die unverschämte Bianta Astrodi, die Universalerbin, die Erbschaft nicht hat ansetzen können, weil sie einen Tag vor meinem Bruder gestorben ist.“

„Dem ist nicht so,“ versetzte Herr Druegon traurig, „denn Bianta Astrodi war nicht Universalerbin. Herr Francois Boyer hat in seinem Testament sein Vermögen seinen beiden Töchtern, Bianta und Pia, hinterlassen. Wenn die eine todt ist, so wird die andere die Totalsumme der Erbschaft erhalten, wenn sie nicht auch vor Ihrem Bruder gestorben ist.“

„Oh, mein Gott, dann ist ja alles verloren,“ rief Paulet, „sie lebt, diese Pia, ich habe sie eben gesehen, diese Glende!“

VII.

Auf der staubigen Landstraße, die nach dem Kirchhofe von St. Quen führt, rollte am Tage nach dem Besuche, den Herr Paulet und seine Tochter im Atelier abgestattet, um die Mittagzeit ein Wagen dahin, in dessen Innern Paul Freneuse und Pia Astrodi Platz genommen hatten. Binos, der auf dem Bod saß, plauderte mit dem Kutscher.

„Ja, und zu dem andern, einem Maler.“

„Einem Maler? ach ja, das Kind ist ja nach italienischer Mode gekleidet, vermuthlich ein Modell.“

„Ganz recht, Madame Blanchelaine, es ist die Schwester der Todten.“

„Ihre Schwester? Ist es möglich!“ rief die Dame.

„Doch, doch, sie heißt Astrobi, wie die andere, und sieht ihr zum Verwechseln ähnlich.“

„Das ist seltsam.“

Freneuse hatte kein Wort dieses Dialogs verloren, und er wunderte sich, daß die Fremde an Bianta's Tod ein so lebhaftes Interesse nahm; deshalb wollte er sie lernen.

Freneuse bemerkte neben der Cornu eine elegant gekleidete Person, und es schien ihm auf den ersten Blick, als hätte er das Gesicht dieser Person schon einmal gesehen. Plötzlich schloß ihm eine Erinnerung durch den Kopf, und er murmelte: „Das ist ja die Frau, die ich am Abend der Vorstellung in der Porte St. Martin gesehen.“

Doch er begnügte sich damit, sich den beiden Frauen zu nähern, und obwohl sie ziemlich leise sich unterhielten, konnte er doch hören, wie die Unbekannte folgende Worte sprach: „Da Sie in Gesellschaft sind, meine Liebe, will ich Sie verlassen, doch wir werden uns heute noch im Laufe des Tages wiedersehen.“

„Ich werde zu Ihnen kommen,“ rief die Vermieterin, „ich habe Ihnen eine Menge Dinge mitzubringen, und außerdem müssen Sie mir wieder einmal die Karten legen.“

„Wie Sie wünschen, liebe Sophie, aber kommen Sie bitte allein.“

Darauf schüttelten sich die beiden Freundinnen die Hände und die geheimnißvolle Person verschwand.

Währenddem hatte Pia ihr Gebet beendet und erhob sich weinend; dann lehrte sie zu Freneuse zurück.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie zu ihm in festem Tone, „ich danke Ihnen und leben Sie wohl!“

„Was soll das heißen?“ rief Freneuse, „du wirst doch hoffentlich nicht ohne mich fortgehen wollen? Der Vater, der uns herbrachte, wird uns auf der Place Pigalle abholen; du wirst im Atelier frühstücken und dann die gestern unterbrochene Sitzung wieder aufnehmen.“

„Nein, ich werde nicht mehr Modell stehen.“

„Nun gut,“ sagte er, „ich gebe dir für heute Urlaub; du bist tief betrübt, und es ist nur berechtigt, wenn du dir ein wenig Ruhe gönnst. Doch du wirst mir wohl gestatten, dich nach der Rue St. Bernard zu begleiten.“

„Vorher aber werden Sie noch nach der Rue des Abbesses mit herankommen,“ sagte die Cornu, welche leise näher getreten war. „Sie müssen doch die Sachen und Papiere Ihrer Schwester recognosciren; ich habe keine Lust, sie bei mir zu behalten.“

„Das ist nicht nötig, Madame,“ murmelte das Kind, „ich will die Sachen nicht haben, die sie bekliebt hat.“

„Nun, wenn Sie den Koffer auch nicht haben wollen, so werde ich ihn Ihnen trotzdem zurückgeben; ich weiß jetzt Ihre Wohnung und will ihn Ihnen zuschicken. Doch jetzt habe ich hier nichts mehr zu thun und will den Gärtner aufsuchen, der die Blumen immer noch nicht gebracht hat, darum gehe ich.“

„Nicht ohne mich, mein Fräulein,“ rief Binos, „ich begleite Sie.“

Damit bot er ihr seinen Arm, und sie nahm denselben an, indem sie Worte vor sich hinmurmerte, die gewiß keine Complimente waren.

Pia ging mit gesenkten Augen und sagte noch immer kein Wort. Freneuse wartete, bis sie die Cypressen-Allee verlassen hatten und sagte dann in sanfterm Tone:

„Kleine, du thust mir sehr weh.“

„Ach?“ murmelte das Kind, ohne ihn anzublicken.

„Ja, du. Hast du dich über mich zu beklagen?“

„Nein, Herr Paul, ich habe von Ihnen nur Wohlthaten empfangen.“

„Du bist mir keine Dankbarkeit schuldig. Doch daß du mich so im Sticht lassen willst, das habe ich nicht verdient. Habe ich dich etwa, ohne es zu wollen, verletzt?“

„Sie haben mir nichts gethan, Herr Paul, sondern sind stets gut zu mir gewesen, die ich doch nur ein armes Mädchen bin... und ich wäre vielleicht vor Hunger gestorben, wenn Sie mich nicht so freundlich unterstützt hätten. Nie bin ich so glücklich gewesen, als seit ich Sie kenne, und nun werde ich es nie mehr sein!“

„Warum willst du mich also verlassen?“

„Weil es sein muß. Ich will nach Subiaco zurückkehren.“

„Nach Subiaco? Was willst du dort anfangen? Willst du den Maler Modell stehen, die sich während des Sommers dort aufhalten? Dabei würdest du dir deinen Lebensunterhalt verdienen können. In den Bergen sind alle Frauen so schön, daß den Künstlern nur die Qual der Wahl bleibt.“

„Nein, Herr Paul, ich werde Niemand mehr Modell stehen, sondern meinen alten Beruf wieder aufnehmen und Ziegen hüten.“

„Du bist wahnsinnig! Ich zähle also nicht mehr, wie es scheint? Höre, Pia, das ist schlecht von dir, so zu sprechen, und wenn ich dich nicht so kennen würde, wie ich dich kenne, so würde ich glauben, du hättest kein

Herr. Ich könnte dich daran erinnern, daß dein Fortgehen mich in die größte Verlegenheit brächte, da ich mein Bild nicht fertig malen könnte.“

Pia brach in Schluchzen aus und Freneuse fuhr mit aufrichtiger Bewegung fort:

„Doch ich will dir lieber sagen, daß es nicht allein das Modell ist, das ich bedauere, wenn du bei deinem Entschlusse beharrst. Ich habe mich an dich gewöhnt und würde einen förmlichen Widerwillen gegen mein Atelier bekommen, wenn du nicht mehr dort ersehnt.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ versetzte das Kind mit erstarrter Stimme; „ich möchte ja so gern, aber es geht über meine Kräfte, und Sie haben wohl schon gesehen, daß ich gestern beinahe gestorben bin.“

Diesmal verstand Freneuse; was er vermuthete, erschien ihm jetzt klar und deutlich und er schwieg betroffen. So gingen sie schweigend bis zum Ausgange des Kirchhofes, während Binos mit Sophie Cornu vorausgegangen war.

„Wärest du geneigt, mir anderswo als in meinem Atelier zu stehen?“ fragte Freneuse plötzlich.

Pia schüttelte traurig den Kopf.

„An einem Orte, wo ich nur dich sechs Stunden während des Tages sehen würde,“ fuhr der Maler fort; „ich bin mit meinem Bilde im Rückstande und bedarf langer Sitzungen, um bis zur Eröffnung des Salons fertig zu werden.“

„Wenn ich das für möglich hielte,“ murmelte das junge Mädchen.

„So würdest du nicht nach dem Lande der Orangen entfliehen?“ vollendete Freneuse in fröhlichem Tone; „nun gut, mehr verlange ich nicht. Schwöre mir nur, daß du nicht abreisen wirst, ohne mich wiederzusehen und daß du mich in deinem Zimmer in der Rue St. Bernard erwartest.“

„Das schwöre ich Ihnen beim Ekelheil meiner Schwester,“ erwiderte Pia, und sah ihn mit ihren großen, thränenüberfüllten Augen an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesundheitsregeln der Patti.

Uxelia Patti's „ewige Jugend“ erregt immer von neuem die Bewunderung aller derer, die sie zu sehen Gelegenheit haben. Man wird daher mit Interesse folgende kleine „Vreidigt über die Gesundheit“ lesen, die in der englischen Wochenschrift „M. A. P.“ der gefeierten Primadonna veröffentlicht wird: „Gesundheit ist der natürliche Zustand, und Krankheit in neun von zehn Fällen unsere Strafe für eine Unbesonnenheit oder einen Greiß. Jedemal, wenn wir krank sind, vermindern wir einen Theil unserer Jugend. Jede Genesung, sei es von Kopfschmerz oder Lungenentzündung, wird durch eine kräftige Anstrengung der Lebenskraft vollendet und ist daher eine Verschwendung unseres Lebenskapitals. Darum muß man nicht krank werden. Der beste Plan, Krankheit zu vermeiden, ist regelmäßige, einfache und mit einer Gemüthsruhe zu leben, die nur dumme Personen für schmerzhaft oder übertrieben halten. Von 24 Stunden schlafe man 8. Man küsse die Zimmer, in denen man arbeitet und schläft. Sehr wenige Leute, sogar unter denen, die sich für ganz modern halten, haben einen Begriff davon, was Lüftung bedeutet. Sogar als meine Stimme mein einziges Besitztum war, schlief ich Sommer und Winter mit weit geöffneten Fenstern und erkrankte niemals dadurch. Man prüfe ernstlich die Liste der geselligen Verpflichtungen, erkenne mit Vernunft, daß in dem meisten, für wesentlich gehaltenen weder Vergnügen noch Nutzen liegt und vereinfache das gesellige Leben so sehr man kann. Eine komplisirte Lebensart erzeugt Krampf, und das ist der Hauptfeind der Gesundheit und des Glüdes, — eine teuflische Mitrobe, die mehr als eine andere Gesundheit und das Glück der Menschheit zerstört. Mache dein Haus zu einem angenehmen frohen Ort, aber innerhalb deiner Mittel.“

„Fräulein oder Frau?“

Welcher der beiden in der Antike gebräuchlichen Titel steht, gegenüber der Bezeichnung „Herr“, dem Weibe zu: „Frau“ oder „Fräulein“? Ist der bisher gemachte Unterschied berechtigt? Oder kann das Weib verlangen, daß es, gleich dem Manne, künftighin, ohne Rücksicht auf Alter oder Stand, mit einer einheitlichen Ansprache, und zwar mit „Frau“, bedacht werde? — Daß diese Frage in Deutschland lebhaft besprochen werden würde, war leicht vorauszusetzen seit dem Vorgehen der Französinen, welche von der Kammer die Aufhebung der Titulatur „Mademoiselle“ zu Gunsten der alleinigen Bezeichnung „Madame“ verlangt haben. Kürzlich hat nun in Berlin der Verein „Frauenbildung — Frauenstudium“ die Angelegenheit aufgenommen und sie in einer öffentlichen Versammlung zur Erörterung gebracht.

Der ergangene Einladung war zahlreich entprochen worden, ein Beweis, daß die neue Frage dort die meisten Kreise der Frauenwelt lebhaft interessiert. Dr. jur. Marie Rasche hatte das „Referat“ übernommen. Sie erlebte den Gegenstand ihres Vortrages in außerordentlich sachlicher und gründlicher Weise. Sie ging auf den Ursprung aller bisher in der deutschen Entwidlungsgeschichte aufgetauchten Titulaturen der Frau und des Mannes zurück, ja, konnte nicht

umhin, auch die verschiedenen Schöpfungsmythen mit in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen und mit leiser Bitterkeit bei der „Schuld“ zu vermelden, die jede Tradition dem Weibe dabei zurechnet. Sie erläuterte das Kommen und Verschwinden der mannigfachen Anreden und Bezeichnungen: Herrin, Frau, Weib, Fräulein, Mädchen, Maad, Jungfrau, Jungfer etc. einerseits — Herr, Herrlein, Junker andererseits. Auch die Bezeichnungen Mannsleute, Mannsperjonen, Frauengemmer, Weisleute, Weisbider wurden gestreift.

Zur Gegenwart übergehend, betonte sie die Thatsache, daß das neue bürgerliche Gesetzbuch nur noch von „Frauen“ spreche (einmal freilich von „Weisbildern“, bei Erwähnung einer gewissen Klasse weiblicher Wesen), die pugnistischen Rechtsbücher dagegen noch von Frauenspersonen reden, während die Bezeichnung Mannsperjonen aus ihnen verschwunden sei.

Die städtische Behörde Berlins habe den allgemeinen Titel „Frau“ bevorzugt, indem sie mit dieser Anrede eine Lehrerin bei ihrer Beförderung zur Oberlehrerin ausgezeichnet, trotzdem diese unehrenhaft war. Die Bezeichnung „Fräulein“, eines „Diminutiv“, dem eine gewisse Geringschätzung anhafte, entspräche nicht der Würde und der Stellung eines zu denberenden Selbstständigkeit herangewachsenen weiblichen Wesens. Man sage ja auch nicht „Herrlein“ zu einem jungen Manne. Ein Weib als nicht verheiratet kennlich zu machen, sei nicht nöthig.

Gesetzlich stände auch nichts im Wege, daß jedes Fräulein sich „Frau“ nenne. Daß letztere Selbstbezeichnung „unverehelichte Mütter“ von mancher schweren Pein befreie, solle nur nebenbei erwähnt werden. — Auf den sehr beifällig aufgenommenen Vortrag folgte eine kurze Debatte, in der noch andere Unzulänglichkeiten, die die Bezeichnung „Fräulein“ im Gefolge habe, erwähnt wurden, worauf die Versammlung den Antrag annahm, es möge Jede in ihrem Kreise dafür wirken, daß künftighin die erwachsene „Frau“ mit diesem einzig richtigen Titel auch bezeichnet werde.

Was ein vornehmer Haushalt im 16. Jahrhundert kostete.

darüber giebt eine Sammlung Rechnungen aus dem Hause des reichen Ulrich Jünger, die sich in der Heidelberger Universitäts-Bibliothek befinden, interessanten Aufschluß. Ulrich Jünger, Freiherr von Kirchberg und Weiffenborn, war auf Wunsch des Kurfürsten Otto Heinrich, mit dem er befreundet war, von Augsburg nach Heidelberg übergesiedelt, und man darf wohl annehmen, daß er seine Leute nicht hungern ließ. Trodem betragen die Haushaltungs-Rechnungen für das Jahr 1563 im Durchschnitt pro Woche nur 18 Gulden. Davon wurden vorausgezahlt: Für den Rindfleischmetzger 44 Kreuzer bis 2 fl. 85 kr.; für den Bäcker 2 fl. 58 kr. bis 3 fl. 18 kr.; für den Fischer 1 fl. 10 kr. bis 2 fl. 42 kr. u. s. w. Die stärksten Wochen-Rechnungen beziffern sich auf rund 38 Gulden, woran in der Regel ein Faß Wein, das 14 fl. 36 kr. kostete, Schuld trägt. Entsprechend den billigen Preisen der Lebensmittel waren aber auch die Löhne und Gehälter in jenen Tagen. Die Besoldung der Universitäts-Professoren betrug damals 25—60 Gulden. Der Hof-Marschall des Kurfürsten Philipp von Hessen (1476—1508) erhielt jährlich außer freier Wohnung und Küchenlohn des dazu gehörigen Gartens 35 Malter Korn, 3 Fuder Wein, 2 Waagen Heu, 300 Gebund Stroh und 16 Gulden Geld. Ein Studirender an der Universität Heidelberg kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit 12—14 Gulden im Jahre aus. Der höchste Tagelohn betrug 7 Kreuzer. Ein Mantel kostete 35 Kreuzer, eine Hose 25 Kreuzer. Nach im Münchener Archiv aufbewahrten Rechnungen von dem Jahre 1522 und 1533 wurde damals das Abbedessen der Edelleute mit 10 Kreuzer veranschlagt.

Kunstverstand.



Besucher: „Ganz nett, ganz nett, aber ich habe da unlängst gelesen, der Maler Meiffonier bekomme für ein ganz kleines Bild dreißigtausend Mark! Warum malen Sie nicht auch lieber kleine Bilder?“

Das Unglück der meisten Menschen ist, daß sie sich größerer Dinge für fähig halten, als sie ausführen können.

Bei industriellen Streitigkeiten gilt das „Wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte“ nicht, denn da muß der Dritte — das Publikum — immer die Kriegskosten bezahlen.

„Ja, und zu dem andern, einem Maler.“

„Einem Maler? ach ja, das Kind ist ja nach italienischer Mode gekleidet, vermuthlich ein Modell.“

„Ganz recht, Madame Blanchelaine, es ist die Schwester der Todten.“

„Ihre Schwester? Ist es möglich!“ rief die Dame.

„Doch, doch, sie heißt Astrobi, wie die andere, und sieht ihr zum Verwechseln ähnlich.“

„Das ist seltsam.“

Freneuse hatte kein Wort dieses Dialogs verloren, und er wunderte sich, daß die Fremde an Bianta's Tod ein so lebhaftes Interesse nahm; deshalb wollte er sie lernen.

Freneuse bemerkte neben der Cornu eine elegant gekleidete Person, und es schien ihm auf den ersten Blick, als hätte er das Gesicht dieser Person schon einmal gesehen. Plötzlich schloß ihm eine Erinnerung durch den Kopf, und er murmelte: „Das ist ja die Frau, die ich am Abend der Vorstellung in der Porte St. Martin gesehen.“

Doch er begnügte sich damit, sich den beiden Frauen zu nähern, und obwohl sie ziemlich leise sich unterhielten, konnte er doch hören, wie die Unbekannte folgende Worte sprach: „Da Sie in Gesellschaft sind, meine Liebe, will ich Sie verlassen, doch wir werden uns heute noch im Laufe des Tages wiedersehen.“

„Ich werde zu Ihnen kommen,“ rief die Vermieterin, „ich habe Ihnen eine Menge Dinge mitzubringen, und außerdem müssen Sie mir wieder einmal die Karten legen.“

„Wie Sie wünschen, liebe Sophie, aber kommen Sie bitte allein.“

Darauf schüttelten sich die beiden Freundinnen die Hände und die geheimnißvolle Person verschwand.

Währenddem hatte Pia ihr Gebet beendet und erhob sich weinend; dann lehrte sie zu Freneuse zurück.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie zu ihm in festem Tone, „ich danke Ihnen und leben Sie wohl!“

„Was soll das heißen?“ rief Freneuse, „du wirst doch hoffentlich nicht ohne mich fortgehen wollen? Der Vater, der uns herbrachte, wird uns auf der Place Pigalle abholen; du wirst im Atelier frühstücken und dann die gestern unterbrochene Sitzung wieder aufnehmen.“

„Nein, ich werde nicht mehr Modell stehen.“

„Nun gut,“ sagte er, „ich gebe dir für heute Urlaub; du bist tief betrübt, und es ist nur berechtigt, wenn du dir ein wenig Ruhe gönnst. Doch du wirst mir wohl gestatten, dich nach der Rue St. Bernard zu begleiten.“

„Vorher aber werden Sie noch nach der Rue des Abbesses mit herankommen,“ sagte die Cornu, welche leise näher getreten war. „Sie müssen doch die Sachen und Papiere Ihrer Schwester recognosciren; ich habe keine Lust, sie bei mir zu behalten.“

„Das ist nicht nötig, Madame,“ murmelte das Kind, „ich will die Sachen nicht haben, die sie bekliebt hat.“

„Nun, wenn Sie den Koffer auch nicht haben wollen, so werde ich ihn Ihnen trotzdem zurückgeben; ich weiß jetzt Ihre Wohnung und will ihn Ihnen zuschicken. Doch jetzt habe ich hier nichts mehr zu thun und will den Gärtner aufsuchen, der die Blumen immer noch nicht gebracht hat, darum gehe ich.“

„Nicht ohne mich, mein Fräulein,“ rief Binos, „ich begleite Sie.“

Damit bot er ihr seinen Arm, und sie nahm denselben an, indem sie Worte vor sich hinmurmerte, die gewiß keine Complimente waren.

Pia ging mit gesenkten Augen und sagte noch immer kein Wort. Freneuse wartete, bis sie die Cypressen-Allee verlassen hatten und sagte dann in sanfterm Tone:

„Kleine, du thust mir sehr weh.“

„Ach?“ murmelte das Kind, ohne ihn anzublicken.

„Ja, du. Hast du dich über mich zu beklagen?“

„Nein, Herr Paul, ich habe von Ihnen nur Wohlthaten empfangen.“

„Du bist mir keine Dankbarkeit schuldig. Doch daß du mich so im Sticht lassen willst, das habe ich nicht verdient. Habe ich dich etwa, ohne es zu wollen, verletzt?“

„Sie haben mir nichts gethan, Herr Paul, sondern sind stets gut zu mir gewesen, die ich doch nur ein armes Mädchen bin... und ich wäre vielleicht vor Hunger gestorben, wenn Sie mich nicht so freundlich unterstützt hätten. Nie bin ich so glücklich gewesen, als seit ich Sie kenne, und nun werde ich es nie mehr sein!“

„Warum willst du mich also verlassen?“

„Weil es sein muß. Ich will nach Subiaco zurückkehren.“

„Nach Subiaco? Was willst du dort anfangen? Willst du den Maler Modell stehen, die sich während des Sommers dort aufhalten? Dabei würdest du dir deinen Lebensunterhalt verdienen können. In den Bergen sind alle Frauen so schön, daß den Künstlern nur die Qual der Wahl bleibt.“